

Kapitel 3

Was „teilen“ eigentlich heißt

Teilen ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Wir sollten es aber auch aus persönlichen Gründen praktizieren. Dabei gibt es einen inneren Widerstand, der uns vom Teilen abhält. Dieser besteht in dem Glauben, dass uns das Teilen solange nichts angeht, wie andere die mehr haben, diesbezüglich mit schlechtem Beispiel vorangehen. Wir sagen uns zum Beispiel, dass zuerst die Manager oder Politiker auf einen Teil ihrer Einkünfte verzichten sollten, bevor ein Normalverdiener finanzielle Opfer bringt. Der innere Widerstand hängt eng mit dem Verständnis des Wortes zusammen. Deshalb geht dieses Kapitel der Frage nach, was das Teilen für uns bedeutet. Bei der Untersuchung orientieren wir uns an der Lehre von Zeichen, die verschiedene Beziehungsfelder symbolischer Formen beschreibt. Demnach wird bei einem Begriff zwischen Ausdruck, Definition, Bedeutung und Sinn unterschieden. Diese vier Wörter sind umgangssprachlich fast gleichbedeutend. Tiefgründig weisen sie jedoch erhebliche Unterschiede auf. Was sich dahinter verbirgt, wollen wir uns anhand eines etwas ungewöhnlichen Ausdrucks anschauen: „Trzeba się dzielić“. Was bedeutet diese Zeichenfolge?

Es handelt sich offensichtlich um drei Wörter einer fremden Sprache. Um sie zu verstehen, müsste man Polnisch kennen. Wer der polnischen Sprache nicht mächtig ist und im Wörterbuch nachschlägt, findet dort folgende Erklärungen: „trzeba“ heißt

„man soll“ bzw. „man muss“, „się“ heißt „sich“, „dzielić“ heißt „teilen“. Der Satz lautet also wortwörtlich übersetzt: „Man soll sich teilen“. Was ist denn damit gemeint?

Wer jetzt eine besondere Erklärung erwartet, wird leider enttäuscht. Der Satz bedeutet nichts anderes, als dass man teilen soll. Das Wort „się“ (sich) hat keine spezifische Bedeutung. Es drückt nur aus, dass „teilen“ im Polnischen in Form eines reflexiven Verbs „sich teilen“ in Erscheinung tritt.

| *Was wir als „teilen“ bezeichnen, drücken andere
| Nationen als „sich teilen“ aus.*

Jede Sprache drückt sich anders aus. Und dennoch kann ein Ausdruck in jeder Sprache dieselbe Bedeutung haben. Sie beruht auf einer klaren und eindeutigen Definition. Versuchen wir also Teilen als Begriff zu definieren.

Der Begriff des Teilens

Um einen Begriff zu definieren, fragen wir uns zuerst, welcher nächsthöheren Gattung er angehört. Anschließend charakterisieren wir die spezifischen Merkmale, die ihn von anderen Begriffen derselben Gattung unterscheiden. Demnach ist ein Hund ein Säugetier (nächsthöhere Gattung), das vier Beine hat und sich durch „wau, wau“ artikuliert (spezifische Unterschiede). Die vier Beine unterscheiden den Hund vom Menschen. Durch „wau, wau“ wissen wir, dass es sich nicht um eine Katze handelt.

„Teilen“ gehört zu der Begriffsgattung des Trennens und bezieht sich auf den Umgang mit Gegenständen im Hinblick auf den Besitz. Derselben Gattung gehören auch solche Begriffe wie „Behalten“ oder „Schenken“ an. „Verteilen“ oder „Stehlen“ sind dagegen einer benachbarten, aber nicht derselben Gattung zuzuordnen. Der Unterschied besteht im Bezug der Verhaltensweise auf das Subjekt, das sie praktiziert. Beim Teilen, Behalten oder Schenken gehe ich mit Sachen um, die mir gehören bzw. die ich besitze. Beim Verteilen oder Stehlen operiere ich mit Gegenständen, die nicht ein Teil meines Vermögens sind. Das Teilen ist folglich eine selbstbezügliche Verhaltensweise. Die Polen sagen dazu deshalb „sich teilen“.

Das Teilen bezieht sich auf ein Ganzes, das man besitzt. Wenn das Ganze bei mir selbst verbleibt, dann sprechen wir vom Behalten. Das Gegenteil davon ist das Abgeben. Mit dem Behalten und Abgeben sind damit die beiden Pole definiert, zwischen denen das Teilen angesiedelt ist.

| *Teilen liegt zwischen Behalten und Abgeben.*

Damit haben wir den ersten Bestandteil der Definition des Teilens ausgearbeitet. Demnach ist das Teilen „das Abgeben eines Teils“ von etwas, was dem Subjekt gehört. Unter diese Charakterisierung fallen zwei weitere Begriffe. Der eine heißt „Schenken“, der andere „Tauschen“. Den Unterschied zwischen „Teilen“ und „Schenken“ zu finden, ist nicht leicht. In beiden Fällen geben wir etwas ab, ohne Anspruch auf eine Gegenleistung zu haben. Das

Schenken kann sich nicht nur auf einen Teil einer Menge, sondern auch auf eine ganze Sache beziehen. Daraus resultiert aber noch keine spezifische Differenz. Diese wird erst deutlich, wenn wir die Absicht des abgebenden Subjektes in Betracht ziehen. Beim Schenken scheint die dahinter liegende Absicht indifferent zu sein. Beim Teilen wollen wir dagegen offensichtlich etwas erreichen. Man könnte auch sagen, dass das Teilen mit einem Ziel vorgenommen wird, während wir es beim Schenken eher dem Beschenkten überlassen, was er mit dem Geschenk anfängt. Demnach ist das Teilen ein „gezieltes Abgeben“.

Das Tauschen stellt ebenfalls ein gezieltes Abgeben dar. Dafür bekommt der Abgebende aber eine Gegenleistung. Wer tauscht, gibt etwas ab, um dafür etwas anderes zu erhalten. Wer teilt, tut dies zwar mit einer Absicht und mag auf eine Gegenleistung hoffen. Er hat jedoch keinen Rechtsanspruch darauf. Tauschen ist folglich kalkuliertes Verhalten zu eigenen Gunsten. Es fördert die Egozentrik, wenn es als die einzige Form des Abgebens praktiziert wird. Teilen dagegen stellt sich der Egozentrik in den Weg. Denn es geschieht mit dem Gedanken, etwas Gutes zu tun.

Wir sind am Ende der Begriffsdefinition angekommen. Das Teilen ist ein gezieltes Abgeben ohne Rechtsanspruch auf eine Gegenleistung. Was dabei abgegeben werden kann, lässt sich erst im nächsten Schritt bestimmen. Denn den Bezug des Zeichens „Teilen“ auf die damit bezeichneten Gegenstände zu bestimmen, ist keine Frage der Definition, sondern seiner Bedeutung.

Bedeutun heißt Hinweisen

Bedeutun heißt Hinweisen. Um diesen Satz zu erklären, erzähle ich gerne eine Anekdote von Lorenzo. Es handelt sich bei ihm um einen Enkel meiner Frau, die zwei Söhne aus ihrer ersten Ehe hat. Lorenzo ist das erste Kind ihres jüngeren Sohnes. Als er vier Jahre alt war, holte ich ihn manchmal vom Kindergarten ab. Bei dieser Gelegenheit sagte einmal die Erzieherin zu ihm: „Dein Opa ist gekommen“. Darauf entgegnete Lorenzo: „Das ist nicht mein Opa“. Dieser Satz war von ihm nicht unlieb gemeint. Lorenzo hatte ihn einfach übernommen, um mich von seinen beiden leiblichen Großvätern zu unterscheiden. Für ihn war ich immer nur „Richi“, und Richi war kein Opa.

Ich nahm Lorenzo in die Arme und unterhielt mich etwas mit der Erzieherin. Als eine Mutter, die auch ihr Kind abholte, sich zu uns gesellte und ihn fragte, wer ich sei, entgegnete er wie selbstverständlich mit „Richi“. Als ich ihm aber die Frage stellte, wer Richi sei, wirkte er zunächst etwas verlegen. Dann zeigte er mit dem Finger auf mich und sagte: „Der da“. Mit diesem Hinweis schien ihm die Frage ausreichend beantwortet zu sein.

Schon kleine Kinder – lange bevor sie sprechen können – weisen auf einen Gegenstand hin, wenn Erwachsene sie danach fragen. Sie verstehen die Bedeutung des Wortes, ohne es verbal artikulieren zu können. Dagegen haben sie gewisse Verständnisprobleme mit Begriffen, unter denen sie sich noch nichts Konkretes vorstellen können. Das scheint sogar mit ein Grund dafür zu sein, dass manche von ihnen im späteren Alter noch sehr ungern teilen. Deshalb sollte man vermeiden, das Teilen durch

falsche Hinweise zu vermitteln. Das ist dann der Fall, wenn wir das Wort bei Handlungen benutzen, in denen sich nicht das Teilen, sondern eine andere Art des Abgebens widerspiegelt. Lorenzo zum Beispiel teilte nicht besonders gerne. Seiner jüngeren Schwester Giulia gab er bis zum Alter von fünf Jahren freiwillig kein Stück von seiner Brezel ab, die ihm meine Frau beim Abholen aus dem Kindergarten immer mitbrachte. Es wäre aber falsch gewesen, ihm davon etwas wegzunehmen und mit den Worten zu quittieren: „Du sollst teilen“. Denn dann hätte er fälschlicherweise angenommen, dass das Teilen eine Zwangsabgabe sei.

Das Teilen sollte nicht aus Zwang, sondern freiwillig erfolgen. Das ist ein Bestandteil seiner Bedeutung. Der philosophische Grund dafür liegt in der Wertvorstellung eines autonomen Subjektes. Der Mensch ist ein eigenständiges Wesen und soll lernen, die Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen. Dieses Verantwortungsbewusstsein stellt sich nicht ein, wenn er zum richtigen Handeln überwiegend nur gezwungen wird. Den Kindern das Teilen aufzuzwingen, erzeugt in der Regel eine kontraproduktive Wirkung. Wer das Teilen nämlich als Zwang erlebt hat, wird versuchen, diesem Zwang sofort zu entgehen, wenn er dazu die Möglichkeit erhält.

| *Teilen ist als freie Absicht zu vermitteln,
| damit es freiwillig praktiziert wird.*

Nach dieser Reflexion haben wir das Verständnis des Begriffs ein Stück weiterentwickelt. Demnach ist das Teilen ein gezieltes und freiwilliges Abgeben eines dem Subjekt gehörenden Teils, für

das keine Gegenleistung rechtlich beansprucht werden kann. Was verbirgt sich aber hinter dem Ausdruck „ein dem Subjekt gehörender Teil“? Hat dieser Ausdruck überhaupt einen Sinn?

Der Sinn wird gestiftet

Im Unterschied zur Bedeutung entsteht der Sinn durch den praktischen Gebrauch eines Zeichens. Damit ist die subjektive Vorstellung verbunden, wie der Sprecher zum Teilen steht und auf welche Gegenstände er das Teilen bezieht. Der Sinn des Teilens ist also nicht an sich gegeben, sondern wird individuell gestiftet. Schauen wir uns diesen Unterschied am Beispiel einer Befragung an.

Im Rahmen eines Persönlichkeitstests hat eine Probandengruppe die Aufgabe bekommen, den Satz „Teilen lohnt sich“ durch einen weiteren kommentierenden Satz zu ergänzen. Die Kommentare fielen sehr unterschiedlich aus. Zwei Aussagen waren dabei besonders kontrovers. Die eine lautete: „Teilen lohnt sich – das stimmt“, die andere: „Teilen lohnt sich – dass ich nicht lache“. Die erste Person meinte also, dass sich das Teilen tatsächlich lohne. Die zweite vertrat die entgegengesetzte Meinung. Sie war der Auffassung, dass das Teilen keinen Lohn mit sich bringe. Daraus konnten Rückschlüsse auf die soziale Einstellung der beiden Probanden gezogen werden.

Es ist erstaunlich. Ein Ausdruck kann für die Menschen dieselbe Bedeutung, aber einen völlig anderen Sinn haben. In dem Sinn spiegeln sich nämlich die individuellen Erfahrungen wider. So hat der eine Proband wahrscheinlich erlebt, dass sein ethisches

Verhalten belohnt wurde. Der andere Proband hat mit hoher Wahrscheinlichkeit entgegengesetzte Erfahrungen gemacht.

Der Sinn des Teilens kann individuell sehr unterschiedlich sein, weil wir damit unterschiedliche Erfahrungen machen.

Der Unterschied zwischen der objektiven Bedeutung und dem subjektiven Sinn kann auch an der Vorstellung über die soziale Gerechtigkeit veranschaulicht werden. Was würde passieren, wenn wir den Satz „Die freie Marktwirtschaft ist ein ökonomisch gerechtes System“ von Probanden kommentieren ließen? Auch hierzu würden die Positionen zwischen voller Zustimmung und ebensolcher Ablehnung schwanken. Damit unterliegt auch der Begriff der Gerechtigkeit der individuellen Interpretation.

In einem Wort schwingt immer eine subjektive Wertvorstellung mit, die durch unsere Erfahrungen beeinflusst wird. Diese Erfahrungen können sich auch darauf beziehen, wie und in welchem Zusammenhang kompetente Autoritäten das Wort benutzen. Wenn zum Beispiel anerkannte Sozialwissenschaftler unser Wirtschaftssystem kritisieren, übernehmen viele Bürger diese Urteile. Gleiches gilt, wenn das Teilen zum Maßstab ethischer Bewertung von unternehmerischen Aktivitäten durch die Massenmedien genommen wird. Dabei wird selten zwischen ökonomischer und sozialer Gerechtigkeit unterschieden.

Die ökonomische und soziale Gerechtigkeit

Unter Gerechtigkeit ist grundsätzlich die juristische Sichtweise gemeint, wonach das gleiche Recht für alle gelten soll. Sie bezieht sich auch auf die Folgewirkung, die sich aus der Einhaltung bzw. Nicht-Einhaltung von Rechtsvorschriften ergibt. So ist es gerecht, wenn jemand für die Übertretung eines Gesetzes bestraft wird. Man kann hier vom strafenden bzw. negativen Recht sprechen. Wenn wir das Prinzip positiv anwenden, dann ist es auch im Sinne der Gerechtigkeit, das derjenige, der eine Vorschrift besonders gut erfüllt, dafür stärker belohnt wird, als derjenige, dem das nicht so gut gelingt.

Gesetze sind Bestandteile eines juristischen Systems. In gesellschaftlichen Systemen sprechen wir diesbezüglich auch von Spielregeln. Diese definieren die Beziehungen zwischen den Akteuren, die am System beteiligt sind. Unterschiedliche Systeme funktionieren nach unterschiedlichen Spielregeln. Das ist auch der Grund dafür, dass es wenig Sinn macht, die ökonomische Gerechtigkeit mit der sozialen Gerechtigkeit gleichzustellen und Tauschen mit Teilen zu verwechseln. Die Wirtschaftsbeziehungen in unserer Gesellschaft werden nach dem Prinzip des Tauschens geregelt. Das Tauschen sollte dabei ökonomisch gerecht sein. Was Unternehmen als Gewinn erwirtschaften oder was Manager verdienen, ist am Verhältnis zwischen Leistung und Ertrag zu bewerten. Ist das Verhältnis angemessen, ist auch das Tauschen gerecht. Es darf an dieser Stelle nicht mit der sozialen Gerechtigkeit verwechselt werden.

Beim Tauschen wird grundsätzlich versucht, den höchsten Preis zu erzielen. Dieser Preis bewegt sich bei Gewinnen großer

Unternehmen auf einem Milliardeniveau. Bei Gehältern von Spitzenmanagern erreicht er pro Jahr eine zweistellige Millionenhöhe. Wenn dahinter eine entsprechende Leistung steht, von der nicht nur die erste Führungsebene, sondern auch das ganze Unternehmen mit allen Mitarbeitern nachhaltig profitieren, lässt sich dagegen ökonomisch nichts sagen, auch wenn es sozial ungerecht erscheinen mag.

| *Gewinne können ökonomisch gerecht sein,
sozial dennoch als ungerecht empfunden werden.*

Eine ungerechte Verteilung von ökonomischen Ressourcen ist ein akutes gesellschaftliches Problem. Dafür muss es politische Lösungen geben. Für solche Lösungen ist es jedoch kontraproduktiv, das ökonomische System des freien Tauschens infrage zu stellen oder seine Leistungsträger öffentlich anzugreifen. Stattdessen sollte man die Letzteren davon überzeugen, dass sie nach erfolgreichem Tauschen auch teilen sollten.

Teilen im ökonomischen Bereich

Jedes System funktioniert nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten. Wenn wir es als ungerecht empfinden, heißt es noch lange nicht, dass man es beliebig und problemlos verändern kann. Jede Auseinandersetzung um die soziale Gerechtigkeit hat nur dann einen konstruktiven Sinn, wenn sie nicht die Gesetzmäßigkeiten des Systems einfach ausblendet. Wer die Wirtschaft der Unanständigkeit bezichtigt, weil sie ihre Handlungsspielräume systemkonform ausnutzt, polarisiert mehr, als dass er einen konstruktiven Beitrag zur Lösung des Problems leistet. Eine konstruktive

Problemlösung besteht darin, mehr Ethik in der Wirtschaft zu etablieren. Sie wird jedoch nicht gefördert, indem man ökonomischen Erfolg ethisch infrage stellt. Vielmehr geht es darum, dass sich die Unternehmen dort für soziales Engagement öffnen, wo sie gestalterische Spielräume haben. Das Teilen ist demnach so zu definieren, dass es auch im Wirtschaftsbereich erfolgreich praktiziert werden kann, ohne die Gesetze der Marktwirtschaft außer Kraft zu setzen. Es sollte dabei über Motivation statt über Kritik propagiert werden.

In den öffentlichen Debatten wird das Teilen oft als Kritikinstrument eingesetzt. Der Satz, dass sich die „Wirtschaftsbosse“ wegen ihrer Millionengehälter schämen sollten, enthält indirekt den Vorwurf, dass sie nicht teilen würden. Die Leistungsträger unseres ökonomischen Systems werden somit als schlechte Menschen abgestempelt. Und weil sie schlecht seien, dürfe man öffentlich auf sie einprügeln.

Die Verwendung des Teilens als Kritikinstrument ist weder gerecht noch zielführend. Sie ist deshalb ungerecht, weil das Teilen ein freiwilliges Abgeben ist, sodass man niemandem vorwerfen darf, wenn er es nicht praktiziert. Eine solche Kritik ist gleichzeitig kontraproduktiv, weil sie genau das Gegenteil bewirkt, was sie beansprucht. Denn sie motiviert nicht zum Teilen, sondern führt dazu, dass sich die Kritisierten oft brüskieren und umso stärker nach rein ökonomischen Gesichtspunkten entscheiden. Eine verurteilende Ethik richtet stets mehr Schaden als Nutzen an. Sie erzeugt unnötig Druck und weckt innere Widerstände. Die Idee des Teilens ist deshalb nicht kritisierend, sondern

motivierend zu vermitteln. Das erfordert einen positiven und konstruktiven Sprachgebrauch.

| *Teilen erfordert Motivation statt Kritik.*

Der Sinn des Teilens liegt darin, freiwillig etwas Gutes zu tun. Dabei spielt der Anwendungsbereich eine wichtige Rolle. Beziehen wir den Begriff auf alle oder nur auf einen Teil der Gegenstände, die uns gehören? Das ist die Gretchenfrage des Teilens.

Die Gretchenfrage des Teilens

Stellen wir die Frage etwas drastischer. Sollten wir mit unseren Mitmenschen nur das Brot oder alles teilen, was uns gehört? Sollten wir uns grundsätzlich von einem Teil unseres Geldes trennen oder gilt es nur für eine bestimmte Menge oder Art? Über diese Fragen bestehen in unserer Gesellschaft erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Sie liefern auch Zündstoff für politische Auseinandersetzungen.

Bei jeder politischen Debatte spielen die Interessen der Beteiligten eine ausschlaggebende Rolle. Dies gilt auch für die Frage nach der sozialen Gerechtigkeit der Güterverteilung. Uns interessiert allerdings an dieser Stelle nicht, wie der Staat seine Umverteilungspolitik über Steuern und Abgaben gestalten sollte. Vielmehr fragen wir, wie die Beteiligten darüber denken. Hierbei können wir davon ausgehen, dass sich die Interpretationsunterschiede nach den Besitzverhältnissen richten. Wer wenig hat, fordert mehr, wer viel hat, will weniger abgeben. Damit ist ein Konflikt bei der Entscheidungsfindung vorprogrammiert. Wie

kommen wir dann aber zu einem konsensfähigen Begriff des Teilens?

Wenn sich die Vertreter unterschiedlicher Interessengruppen über den Sinn des Teilens nicht einigen können, dann sollte wenigstens eine Übereinkunft darüber erzielt werden, wer diesbezüglich das letzte Wort haben sollte. Ist es also sinnvoll, wenn die Vorgabe von denjenigen kommt, die viel besitzen oder von denjenigen, die wenig haben? Auch dafür ist eine Entscheidung erforderlich. Was würde passieren, wenn wir die einzelnen Interessengruppen dazu befragen würden? Es ist zu erwarten, dass jede Gruppe das Definitionsrecht für sich beanspruchen würde. Dadurch kommen wir also auch nicht zu einer Lösung. Was uns als letzten Ausweg bleibt, ist ein Szenarioverfahren. Dabei wollen wir uns überlegen, wie das Verständnis der jeweiligen Interessengruppe die Praxis des Teilens beeinflussen würde. Wessen Verständnis zu einem besseren Ergebnis führt, sollte auch den Umfang des Teilens vorgeben.

Wenn die Armen den Anwendungsbereich des Teilens bestimmen würden, dann gehört nicht viel Phantasie dazu sich vorzustellen, dass die Reichen auf diese Ideen eher nicht eingehen würden. Wenigstens nicht freiwillig. Müssten sie es nämlich so teilen, wie es ihnen vorgegeben würde, dann könnten sie die Situation leicht als einen massiven Zwang erleben. Deshalb würden sie versuchen, ihr zu entgehen, sofern sie dazu eine Möglichkeit hätten. So büßt in diesem Szenario das Teilen seine Bedeutung als ein Akt der Freiwilligkeit ein. Das wäre zunächst nicht so schlimm, weil man die Bedeutung leicht verändern kann. Erheb-

lich schlimmer ist es aber, dass dadurch auch die produktive Kraft des Teilens verloren ginge. Denn wir hätten es mit einer Zwangsabgabe ähnlich einer Steuer oder eines Solidaritätszuschlags zu tun. Das Teilen würde in die Obhut des Staates übergehen und zum Umverteilen mutieren. Daraus ergibt sich die umgekehrte Schlussfolgerung, dass der Umfang des Teilens eher von den Reichen bestimmt werden sollte.

Über Teilen sollten nicht diejenigen entscheiden, die nichts zu teilen haben.

Wir sind heute reichlich mit Zwangsabgaben belegt. Wenn man auch das Teilen in diesem Bereich ansiedeln würde, dann hätte niemand etwas davon. Mit dieser These sollten die gesellschaftspolitischen Verpflichtungen des Staates zu sozialen Ausgleichsleistungen auf gar keinen Fall infrage gestellt werden. Damit ist nur gemeint, dass es nicht sinnvoll wäre, das Teilen als wohlütiges Handeln von Privatpersonen, Stiftungen oder Unternehmen nach demselben Prinzip zu organisieren.

Den Bock zum Gärtner machen

Bietet das Szenario, in dem die Reichen den Anwendungsbereich des Teilens bestimmen, eine bessere Alternative? Bei dieser Frage stoßen wir auf ein tief verwurzeltes Vorurteil. Dieses besteht in der Unterstellung, dass sich der ökonomische Reichtum und die ethische Gesinnung grundsätzlich widersprechen. Wer also reich ist, kann folglich keine guten Absichten haben. Würden die Reichen nach diesem Vorurteil über das Teilen bestimmen, kämen

dabei höchstens ein paar Almosen heraus. Es wäre so, als ob man den Bock zum Gärtner machen würde.

Abgesehen davon, dass es manchmal sinnvoll ist, den Bock zum Gärtner zu machen, ist diese Denkweise eindeutig falsch. Sie entspricht einfach nicht der Realität. Unter den vermögenden Bürgern ist das Teilen genauso verbreitet wie unter den weniger Wohlhabenden. Denn es handelt sich hierbei nicht um ein besitzabhängiges Verhalten, sondern um ein erlerntes Handlungsmuster, das je nach ethischer Gesinnung praktiziert wird. Deshalb ist eine andere Situation wahrscheinlich. Würden die Reichen über den Sinn des Teilens entscheiden, dann kann man davon ausgehen, dass sie es grundsätzlich bejahen, jedoch auch an einige Bedingungen knüpfen würden. Sie würden sich sicherlich nicht damit einverstanden erklären, dass sie ihr ganzes Vermögen unter den Bedürftigen aufteilen sollten. Sie könnten sogar darauf bestehen, dass sich dadurch ihre Vermögensverhältnisse nicht insgesamt verschlechterten. Es ist jedoch vorstellbar, dass sie bereit wären, auf einen Teil des dazu gewonnenen Vermögens zu verzichten.

Diese Vorstellung, die uns aus der progressiven Besteuerung unserer Einkünfte bekannt ist, scheint durchaus klug zu sein, weil sie auf einem allgemeinen Konsens beruht. Legen wir sie zugrunde, bezieht sich das Teilen nicht auf das Eigentum, sondern auf den Zugewinn. Wer etwas dazugewonnen hat, sollte davon etwas abgeben. Damit wird zwar die Schere zwischen Arm und Reich nicht geschlossen. Man könnte jedoch wenigstens verhindern, dass sie immer mehr auseinandergeht. Ein solcher Anwendungsbereich des Teilens spiegelt sich auch in einem alten jüdischen Witz wider.

Demnach gab ein reicher Jude einem Bettler jede Woche eine Krone. Als der Bettler eines Tages nur eine halbe Krone in seinem Hut fand, blickte er enttäuscht und sogar etwas empört auf. „Schau mich nicht so an“, sagte der Jude, „das Geschäft ist letzte Woche nicht so gut gelaufen.“

| *Teilen bezieht sich auf den Zugewinn,
nicht auf das Eigentum.*

Wir haben jetzt die Definition des Teilens zu Ende gebracht. Sie lautet so wie der Satz im ersten Kapitel. Teilen ist gezieltes, freiwilliges Abgeben eines Teils des erworbenen Vermögens ohne Rechtsanspruch auf eine Gegenleistung, wobei sich das erworbene Vermögen sowohl auf materielle als auch ideelle Güter bezieht. Wie sich dieses Verständnis in der gesellschaftlichen Realität widerspiegelt, wird in den nächsten drei Kapiteln untersucht.